Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen"

Nummer 1/4 | Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 6 ₰, Reklamezeile 18 ₰. | Altensteig, Sonntag, den 7. Januar 1934 | Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig | 1934

Sonntagsgedanken

Ein wichtiger Außenposten

Daß das deutsche Missionswerk eine beachtliche völkische Bedeutung hat, ist bekannt. Deutsche Glaubensboten gehören zu den wirksamsten Vertretern des deutschen Namens unter den farbigen Rassen. Ihr Beruf selbstlosen Dienstes führt sie zu eingehendem Studium der Landessprache und Sitte und gibt ihnen so viel Gelegenheit zur Hilfeleistung, daß sie sich meist rasch das Vertrauen der Bevölkerung erwerben. Das kann sich gelegentlich bedeutsam auswirken wie z. B. am Ende des Weltkriegs in China, wo unsere einstigen Gegner von der chinesischen Regierung die Ausweisung aller Deutschen zu erpressen suchten, aber gegenüber dem Widerstand der Bevölkerung, die namentlich auch die deutschen Missionare zu schätzen wußte, nicht durchdringen konnten.

Es ist indessen falsch, wenn man das Werk der deutschen Weltmission vorwiegend unter den Gesichtspunkt stellt, daß es ein wichtiger Außenposten des Deutschtums ist. Dadurch bringt man es nicht nur in die Gefahr, als politische Agentur betrachtet zu werden, sondern man drängt damit zugleich die Missionsarbeit in eine falsche Richtung, indem man ihr ihre Selbstlosigkeit und in den Augen der Eingeborenen ihre Vertrauenswürdigkeit nimmt. Grundsätzlich muß vielmehr die Ausbreitung des Evangeliums in der nichtchristlichen Welt als unentbehrlicher Außenposten der deutschen evangelischen Kirche gelten. Vor allem ist die Erfahrung aufschlußreich, daß das Evangelium unter den Volksstämmen jeden Blutes Fuß faßt. Es kann daher nicht aus irgend einer Rassenseele stammen, sondern hat wie Christus selber seinen Ursprung jenseits alles menschlichen Seelentums in Gott. Ferner macht man die Beobachtung, daß das geglaubte Evangelium auch ohne staatliche Beihilfe zur Gemeinde- und Kirchenbildung führt. Man muß es etwa im neuesten Jahresbericht der Basler Mission nachlesen, wie ein Familienglied das andere nach sich in die christliche Gemeinde zieht, oder wie Kirchenälteste in China, Südborneo und Westafrika sich an der Evangelisation ihrer Umgebung beteiligen. Zugleich machen sich in allen Bezirken des Volkslebens Kräfte der Genesung geltend: Sklaverei, Kindstötung, Unterdrückung der Frau weichen einer neuen, auf gleicher Gotteskindschaft aufgebauten Ehe, einer unbedingten Wertung des Menschenlebens, einer Schätzung der Arbeit als Gottesdienst, und die alten Stammesfehden treten zurück.

Es leuchtet ein, welch gewaltige innere Werte die deutsche evangelische Weltmission für die deutsche evangelische Kirche birgt. Und nun ist dieses ganze große Werk aufs äußerste gefährdet durch die jahrelange Weltwirtschaftskrise, die zu einer geradezu drakonischen Sparsamkeit und schmerzvollster Einschränkung der Arbeit zwingt. Will die deutsche Heimat die starke Million farbiger Christen, die ihrer Pflege anvertraut ist, und die 1600 deutschen Glaubensboten an der tropischen Front wirklich im Stich lassen? Soll das Werk frommer Väter in dem Augenblick, wo sich das deutsche Volk auf sich und seine Geschichte besinnt, zu Grunde gehen? Es gibt einen Befehl des Führers, der sein Blut für das Heil der Welt vergessen hat: „Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium aller Kreatur!"

Heinrich Pfisterer.

Lichtträger

Das Licht ist in die Welt gekommen zu denen, die das Licht lieben, wie man es lieben muß, mit hinnehender, alles ertragender Liebe. Carlyle.

3. Fortsetzung

Darüber gingen zwei Wochen hin. Der Juli stand im Verglühen. Die Tage waren reif wie Aehren. Aus dem Wolkengebräu, das zuweilen beängstigend über der Ebene hing, wurde weder ein Gewitter noch ein Regen. Die Erde lechzte. Bis tief hinein in ihren Leib gingen die Risse und Sprünge.

In dem kleinen See, der zum Klausenhof gehörte, spiegelte sich ein smaragdener Himmel. Frösche sprangen ins Schiff, als Klaus Süderbloem in die Hütte trat, in welcher der Kahn angekettet lag. Gleich darauf quakten sie beruhigt weiter. Sie quarrten aufdringlich wie im ersten Mai. Demnach würde das Wetter nicht mehr lange halten, und das war gut so.

Er hatte Angelzeug mitgebracht und wollte sehen, wie weit Annemies Behauptung richtig war, daß die Karpfen hier moosig schmeckten. Während er den Rock ablegte, sah er zwei Jungen auf ihren Rädern die Straße herabflitzen. Sie bogen nach dem See ein, warfen ihr Fahrzeug ins Gras und begannen, sich zu entkleiden.

„Wie unvorsichtig", dachte Süderbloem. Die Körper waren jedenfalls noch erhitzt. Das Wasser war zwar nicht kalt, aber es blieb immerhin ein Leichtsinn, den Sprung zu wagen, den die beiden Knaben nun kurzerhand vollführten. Ihre Leiber tauchten kupferfarben aus den Wellen, die bald diesen, bald jenen Körper zur Hälfte freigaben.

Klaus löste das Boot vom Haken und ließ es in den See treiben. Ganz sachte nahmen die Wogen es auf und schaukelten es südwärts, dem Buchenwalde entgegen, der sich wie eine Laube am Ufer entlangzog.

Die Jungens schienen den Kahn bemerkt zu haben, denn sie bogen jetzt mit raschen Stößen nach Norden aus. Ihr Lachen tönte in das gleichmäßige Eintauchen der Ruder. Klaus Süderbloem winkte hinüber. Für einen Augenblick waren die beiden Körper verschwunden, dann kamen sie wieder zum Vorschein.

Ein Arm hob sich, schlug schwer auf das Wasser und kam nicht wieder herauf. — Dann ein Schrei, so grausam gellend, daß Süderbloem sich in jähem Schrecken die Ruder gegen die Knie stieß. Blitzschnell wandte er und ließ die Schaufeln spielen.

Kein Körper war mehr zu sehen. Wohin er auch suchte, das Wasser wölbte sich wie ein hauchloser Spiegel. Er nahm die Richtung, in der er kurz zuvor noch den Arm hatte auftauchen sehen. Wasserrosen schwammen ihm entgegen, Algen schickten ihren scharfen Geruch herauf.

Von den beiden Knaben nichts.

Dann schoß ein Kopf dicht vor ihm empor, ein triefender Scheitel tauchte am Rand des Kahnes auf und eine schreckverstörte Kinderstimme lallte: „Mein Bruder".

Klaus Süderbloem hatte bereits das Beinkleid abgestreift, der Kahn schwankte, als er den Sprung tat. Mit offenen Augen tauchte er in die grüne Algenwiese, die sich zu seinen Füßen ausbreitete.

Nichts.

Eine verfaulte Baumleiche sperrte den Weg und unter dieser eingeklemmt schaukelte ein Körper. Ein Arm bewegte sich und suchte verzweifelt die Umklammerung abzuwehren. Dann fiel er jählings herab.

Die Wellen umkosten das kleine Menschenwrack und hoben und senkten es. Waren es Sekunden, Minuten, war es eine Ewigkeit oder mehr, bis Süderbloem, den reglosen Körper im Arm, wieder nach oben kam? Schwer glitt die Last in den Kahn.

Von dem zweiten Jungen war nichts mehr zu entdecken.

Süderbloem kniete trotz des unsicheren Bodens nieder und begann den Körper des Knaben systematisch zu bearbeiten. Auf, ab, auf, ab bewegten sich die kalten, reglosen Arme. Der Kahn trieb von selbst und landete mit einem sanften Ruck im Buchenholz. Süderbloem nahm den Knaben auf und bettete ihn auf den Moosboden.

Für Sekundenlänge horchte er an dem kleinen Herzen, das nicht schlagen wollte und setzte dann seine Rettungsversuche fort. Es war ein schmales, verschlossenes Kindergesicht, dessen Augen unter den blauweißen Lidern verborgen waren, das da von ihm in das Moos gedrückt wurde. Und immer noch nicht das geringste Zeichen, daß Leben in dem kleinen Körper war.

Klaus Süderbloems Arme begannen zu erlahmen, der Schweiß drang ihm aus allen Poren. Im Innern aber war er maßlos erbittert über die Feigheit des anderen. Da neigte er das Gesicht wieder nach dem schneeigen Antlitz herab und sah, wie eine Wimper zuckte.

„Endlich!"

Nun kam in seine Arme neue Kraft, in seine Bewegungen neue Frische. Fünf Minuten mochte es noch gedauert haben, bis die Lider zurückfielen und ein erschrockenes Augenpaar in das seine starrte.

„Wieder wohlauf?" fragte Süderbloem, über den nassen Scheitel streichelnd.

„Ist Fritz ertrunken?" kam es stammelnd.

„Das nicht, aber ausgekniffen." Süderbloem konnte jetzt schon wieder lachen. „Nein, wirklich, er hat sich aus dem Staub gemacht", sagte er tröstend. „Ihr hättet wohl nicht baden sollen, was."

Der schmale Körper bewegte sich verneinend.

„Siehst du, so geht es, wenn man nicht folgen will."

Wieder ein schwaches Regen. Die Lider standen jetzt geschlossen, aber darunter hervor perlten schwere, helle Tränen, die Süderbloem ans Herz griffen. Und als dann die beiden Knabenhände sich hoben und zwei noch kalterstarrte Lippen sich auf die Stelle drückten, wo sein Herz pochte, neigte er sich herab und küßte den verschobenen kleinen Mund.

„Du mußt nicht mehr weinen", tröstete Süderbloem, „nun ist ja alles gut. Ich ziehe mich jetzt an und bringe dich nach Hause."

„Der Papa wird furchtbar böse sein."

„Glaubst du?" Kind und Mannesauge tauchten ernst ineinander. „Wird er trotzdem nicht auch überselig sein, der Papa, daß er seinen Jungen wieder haben darf?"

„Ja, ja, ich möchte nach Hause."

Süderbloem war ihm beim Ankleiden behilflich. Aber als der Junge allein auf den Füßen stehen sollte, ging es nicht. Haltlos klappte der Knabenkörper wieder zusammen, man mußte warten, bis er sich noch etwas mehr erholt hatte. Dicht nebeneinander, die Rücken an einen der Stämme gelehnt, saßen sie jetzt und sahen über das Wasser hin. „Ich weiß übrigens gar nicht einmal, wer du bist", fragte Süderbloem, um die Gedanken des Knaben abzulenken.

„Heinz Ebersbach."

„Ach, dann bist du also einer von den Ebersbacher Zwillingen?" Dabei strich Süderbloem gedankenverloren über den nassen Kopf an seiner Schulter.

„Ja! — Und Sie sind der verwunschene Prinz vom Klausenhof? Ich habe Sie schon öfters vorüberreiten sehen."

Süderbloems Lachen brachte den Jungen in Verlegenheit. „Die Leute hier herum sagen so", gestand dieser offenherzig.

„Und wissen nicht, warum." Süderbloem wurde wieder ernst und massierte Heinz Ebersbachs Finger, die noch immer kalt und gefühllos waren.

Der Junge saß jetzt aufgerichtet neben ihm und sah ihm vollends ins Gesicht. „Ich habe ein Märchenbuch, da ist ein Prinz drinnen — farbig natürlich, mit einer weißen Lederhose und glänzenden Stiefeln und einem Wams, ganz aus rotem Samt mit Hermelin besetzt. — Der hat das gleiche Gesicht wie Sie, Herr Süderbloem. Der heilige Michael in unserer Dorfkirche hat auch so eins." — Heinz warf den Kopf zurück und suchte seinen Augen einen überlegenen Ausdruck zu geben. „So — ja. Wir probieren's immer in der Schule, aber es bringt's keiner fertig. Am besten noch der Max Kemrich. Aber das ist auch ein Baron. Da liegt das in der Rasse, sagt mein Bruder."

Süderbloem rieb noch immer die kleinen Hände und sprach dabei in seiner ruhigen, freundlichen Art auf den Jungen ein. „Siehst du, Heinz, auf das Gesicht kommt es gar niemals an. Außer es ist einer ein ganz schlechter Mensch, dem Verbrechen schon auf der Stirn geschrieben steht. Aber sonst — ob man nun schön oder häßlich ist — das hat gar nichts zu sagen. Nur das Herz entscheidet. Ob das nun gut ist oder verdorben, davon hängt der Wert des einzelnen ab."

„Aber Sie — Sie sind doch auch schön, Herr Süderbloem, und trotzdem gut!"

„Weißt du denn, ob ich gut bin?" fragte der neue Klausenhofer ernst.

„Ja", kam es mit Ueberzeugung. „Am Sonntag erst habe ich's Evangelium gehört. Das ist das Höchste, wenn einer sein Leben gibt für einen anderen. Und Sie hätten das Ihre für mich geopfert. Und wenn wieder einmal einer etwas gegen Sie sagt, dem haue ich eins mit der Reitpeitsche herunter, daß ihm Hören und Sehen vergeht."

„Das darf man nicht tun", mahnte Süderbloem und sah besorgt nach dem Himmel, an dem graues, dickes Gewölk aufzusteigen begann. Das gab ein Gewitter, zum mindesten Regen. Da setzte auch schon der Wind ein und warf den Kahn unter den Wellenschlägen hin und her. „Wir dürfen nicht mehr bleiben. Du brauchst eine halbe Stunde, bis du nach Hause kommst. Oder willst du mit mir nach dem Klausenhof? Dorthin ist es nur zehn Minuten. Ich telephoniere dann, daß man dich holen kommt. Oder Hannes bringt dich mit dem Wagen heim oder ich selbst."

Dem Jungen war alles recht. Süderbloem kettete noch rasch den Kahn fest. An das Rad, welches drüben im Grase lag, dachte keiner. Sie stapften jetzt quer durch den Buchenwald. Süderbloem immer bestrebt, das Tempo zu verringern, um den Knaben nicht zu überanstrengen.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Als die ersten schweren Tropfen fielen, nahmen sie das letzte Stück. Annemie stand unter dem Tor und hielt Ausschau, sah ihren Mann und den Jungen, den sie sofort erkannte und winkte ihnen zu.

„Du sagst nichts, daß wir beinahe Unglück gehabt hätten", trug Süderbloem dem Knaben auf. „Es genügt, wenn wir beide darum wissen."

Heinz war für den Augenblick sprachlos. Seine Hochachtung für den Klausenhofer stieg ins Ungeheure. Wenn er einmal einem anderen das Leben retten würde, dann mußte unbedingt die ganze Ebene darum wissen. Ja, mehr als die ganze Ebene, die ganze Welt. Dann bekam er eine silberne Medaille, wurde in allen Zeitungen genannt und kriegte womöglich noch einen Orden.

Und während Süderbloem für sich und seinen kleinen Gast eine Tasse heißen Tee von Annemie kredenzt bekam, hätte just in eben derselben Minute der Ebersbacher beinahe auch seinen zweiten Sohn verloren.

Fritz, der sich vor Schrecken und Entsetzen über das Schicksal seines Bruders in einem Verzweiflungszustand befand, wurde vom Großknecht in der Tenne gerade noch rechtzeitig entdeckt, als er sich in der großen . . . Dreschmaschine verstecken wollte. Vielleicht wäre eine Viertelstunde später jeder Rettungsversuch vergeblich gewesen. So aber erfuhr der Großknecht, um was es sich handelte.

Und die Herrschaft nicht zu Hause! Herr und Frau von Ebersbach waren vor einer Stunde in die Stadt gefahren, um Einkäufe zu besorgen. Zwischen Grauen und Entsetzen, den Jungen an der Hand, damit ihm nicht ein zweitesmal solch Unsinniges einfiel, rannte er ins Haus. Die große Schwester kam ihm mit lachendem Gesicht entgegen. „Seid ihr endlich da? Die Räder können nett aussehen. Müßt ihr denn immer auswärts sein?"

Aber dann erfuhr sie das Schreckliche.

Der Großknecht mußte wegsehen. Wo sie stand, klammerte sie sich an den Kalk der Mauer. Die Eltern hatten sie beauftragt, sich um die Zwillinge umzusehen. Aber sie waren ja schon so groß. Was sollte ihnen fehlen? Und sie waren schon oft so lange weggewesen. In all die lähmend-totenähnliche Stille, welche dem ersten Schrei des Entsetzens gefolgt war, rasselte und schellte das Telephon. Aber keiner hörte darauf. Mochte jetzt läuten wer wollte, niemand hatte ein Ohr dafür.

Und so kam es, daß man von der Rettung des Bruders erst erfuhr, als Hannes ihn mit dem geschlossenen Wagen nach Hause brachte.

Die Zwillinge fanden kein Wort. Sie hingen sich nur am Halse, und die große Schwester vergaß, dem Hannes auch nur ein Wort des Dankes für seinen Gebieter mitzugeben. Schreck und Freude machten sie stumm.

Nachts aber, es ging schon gegen 12 Uhr, trabte ein Reiter in strömendem Regen nach dem Klausenhof, der schon in tiefem Dunkel lag. Nur aus Klaus Süderbloems Arbeitszimmer leuchtete noch eine späte Flamme. Er wollte den Tag verklingen lassen und hatte das große Ausgabenbuch vor sich liegen, um Kontrolle zu machen. Er vernahm den Hall von Pferdehufen, ging selbst nach dem Tore, um zu öffnen und prallte mit einer nassen Gestalt zusammen. Im nächsten Augenblick fühlte er sich von dieser umschlungen. „Süderbloem, ich mußte kommen. Ich mußte ganz einfach. Ich hätte nicht warten können bis zum Morgen, Ihnen für das Leben meines Jungen zu danken!" Dabei rannen kleine Bäche von Ebersbachs Mantel auf Süderbloems Schulter herab. „Absolut mitkommen wollte er noch, der Heini, aber ich hab's ihm nicht erlaubt. Süderbloem, wenn Sie noch nicht schlafen wollen, ich hätte ein Wort mit Ihnen zu reden."

Sie gingen zusammen über den Hof, dann durch den geräumigen Flur nach dem großen Arbeitszimmer, wo ihnen der helle Schein der Lampe entgegenstrahlte. „Bitte nehmen Sie Platz, Herr von Ebersbach!"

„Das auch noch", sagte der große, starke Mann und suchte vergeblich, Kraft in seine Stimme zu bringen. „Ich habe Sie neulich nicht empfangen, obwohl wir zu Hause waren. Sie sollen's nur wissen, ja. Und dafür retten Sie mir meinen Jungen! — Das heiße ich Vergeltung."

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß es Ihr Sohn ist", wehrte Süderbloem ab. Es war nicht leicht, mitanzusehen, wie dieser Mann sich der Rührung zu erwehren suchte. „Vielleicht hätte ich es nicht getan, wenn ich es gewußt hätte?" Aber der Klausenhofer lächelte dabei.

„Schlecht machen wollen Sie sich auch noch", fuhr der Ebersbacher auf, das sind mir schon die Rechten! Süderbloem, wenn Sie meine Hand noch nehmen wollen, da ist sie. Auf Tod und Leben! Was dem Klausenhofer in Zukunft auf die Nägel brennt, das brennt auch den Ebersbacher. — Gilt's?"

„Es soll gelten, Herr von Ebersbach."

„Heinrich heiß ich!"

„Es soll gelten, Heinrich." Klaus Süderbloem holte eine Flasche alten Pisporter aus dem Keller und entkorkte sie.

„Daß dich der Herrgott vor Aehnlichem bewahre", sagte der Ebersbacher, als die Gläser jetzt zusammenklangen. „Hof, Haus und Grund, alles geb ich her, wenn ich nur meine Kinder behalten darf."

Süderbloem nickte und drückte ihn in das Leder des großen Stuhles. „Mach dir's bequem. Ich nehm' hernach die Pferde aus dem Stall und bring dich heim. Dann bist du wenigstens unter Dach."

Der Ebersbacher lachte, daß man es bis über den Flur hörte. „Wieviel soll ich denn noch Schulden bei dir kriegen, sag, Süderbloem?"

„Zwischen Freunden spricht man nicht von Schuld."

„Das war ein Wort, Klaus! — Und wenn wir dir morgen angenehm sind — die ganze Ebersbach'sche Sippe meine ich, Weib, Kind und Kegel — dann kommen wir zu dir zur Vorstellung."

„Du und die deinen, ihr seid mir immer angenehm."

Und während Klaus Süderbloem seinem späten Gast ein zweitesmal das Glas vollschenkte, erfuhr er, daß der Ebersbacher heute auch noch beinahe seinen anderen Zwillingssjungen verloren hätte. „Und dabei hab ich gar nicht gewußt, daß meine Buben mich so fürchten", meinte er nachdenklich. Wenn der Fritz gleich nach Hause gelaufen wäre, hätt er mich und meine Frau noch getroffen. So hat er aber gewartet, bis ich fort war. — Nun — — es ist ja alles in Gnaden vorübergegangen. Auf dein Wohl, Süderbloem!"

„Und auf das deine."

Eine halbe Stunde später rollte eine Kutsche zum Tor hinaus. Der Ebersbacher saß dicht neben dem Klausenhofer gerückt. Sie sprachen zueinander wie Männer, die ihren gegenseitigen Wert erkannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hauptquartier für die Olympischen Spiele 1936,

so weit es sich um die jetzigen Vorbereitungen handelt, befindet sich im Verbandshaus des Deutschen Leichtatletik-Verbandes in Ettlingen in Baden, das zu einer Führerschule des Verbandes ausgebaut worden ist.

Gang durch den winterlichen Wald

Von Georg A. Oedemann

Ein prickelnder Eiswind faucht über die Rodung, wirbelt den pulvrigen Schnee auf, daß es in der Luft stiebt und flimmert. Dann springt er das Stangenholz an wie eine klässende Rüde den Keiler. Das kracht und ächzt im Gezweige der alten Fichten; sie wiegen ihr hoheitsvolles Haupt bedächtig hin und her und sind dem tauben Kerl im Grunde gar nicht übel gesonnen, weil er das schwere Schneetuch herunterfächelt von ihren müden Schultern. Aber plötzlich ist er weg, der pfeifende, heulende Bruder. Leise verrieselt der glitzernde Wirbel, klar wird die Luft, und die weichen Umrisse des stillen Winterwaldes geben sich weihevoll die Hand.

Blau ist der Himmel, blau ist der Schnee, blau ist's in der Dickung, und blau sind die fernen Waldhöhen. So wunderbar rein erstrahlen die Dinge, so feierlich ist die Stille mit einem Male, daß einem der Atem vor lauter Ehrfurcht plötzlich stockt. Wie tausend Goldflügel schwirren glühende Sonnenstrahlen über das Land, das gleißt und flimmert allüberall; zwischen hohen Stämmen, auf weiten Fluchten und im schneebedeckten Gezweige.

Lautlos gehe ich über den weiten, weichen Grund. Jeder Fichtenstamm wird zum Erlebnis, jedes kristallbehangene Aestchen zum anbetungswürdigen Gotteszeugnis. Ein heiserer Vogelschrei durchbricht jäh die Stille, daß es dumpf im Stangenort widerhallt. Jetzt flattert ein dunkler Schatten im Geäst auf, ein Schneefall stiebt herab. Nun zeigt der Eichelhäher seine grauweißblaue Buntheit wenige Augenblicke, um wieder als großer Schatten kreischend und schimpfend durch hohe Wipfel zu streichen. Ein graues Häslein macht Kegel in der Dickung hinterm zugefrornen Wegbug. Jetzt eräugt's den seltsamen, wandelnden Pfahl und geht mit nicht allzu ängstlichen Hopsern ab über den verfrornen Fließ. Da drüben jurrt ein erschrecktes Eichhörnchen laut und ärgerlich den Stamm hinauf, blitzt den Eindringling mit schwarzen Knopfaugen an und tut seine Silberlunte über den Huckebuckel, daß es just ausschaut wie der Waldfee lustigster Gnom.

Wo der Weg rechts mit steilem Gefälle abbiegt und ein lichter Birkenstreifen mit seinen, unzähligen Frostfingern das Himmelsblau durchädert, dort wird der Blick frei nach dem Grunde der Holzmühle. Wie ein Pfefferkuchenhäusel liegt sie drinnen im Tal, und dahinter ist wieder ein Berg, schwarz und blau und dick bestreut mit Zucker.

Klingt da nicht ein leises Glöcklein im Grunde der Seele? Was ist es denn eigentlich, was so seltsam singt und klingt da drin in der Brust? Gibt es denn ein Wort, das ein Schlüssel wäre zu jenem schmerzhaft süßen Geheimnis?

Heimat! Winterwald! Du trautes Tal an der Holzmühle! Einstmals, ach, da war ich dir so nah, so nah! Ein Kind war ich noch, aber wie gut fand ich mich zurecht im Märchenhaften, kein Rätsel war mir das Glück und kein Problem der Seele.

Auf der Schneehuhnspur

Skizze von Peter Tutein

Berechtigte Uebertragung von Marieluise Henniger

Peter Tutein ist ein auch in Deutschland wohlbekannter grönländischer Dichter. Die packende Schilderung des Lebens im hohen Norden mit seinem jähen Wechsel zwischen finsterer Polarnacht und lebensspendendem Licht macht die folgende Skizze besonders lesenswert. Schriftl.

Der arktische Winter ging seinen unerbittlichen Weg über Ostgrönland. Die Nordlichtbogen brannten in bleichen, kalten Flammen, dumpf dröhnend ächzte das Eis unter dem Druck des Frostes.

Auf der Spitze von „Broer Ruys", dem Felsen, der wie ein mächtiger Pflug ins Packeis hineinschnitt, hockte ein Rabe. Er saß unbeweglich, als ob er schliefe; nur jede Stunde erhob er sich und folgte dem Rand des Felsens, bis er die Hütte erreichte. In einer steilen Spirale tauchte er ganz tief hinunter, um zu sehen, ob etwas Eßbares zum Vorschein gekommen. Dann flog er enttäuscht zurück.

Draußen vom Eise her kam ein Mann. Er ging langsam und beschwerlich. Sein Gesicht war mager und bleich. Sein Kleid aus Segeltuch starrte vor Schmutz und glänzte von Speck. Der Bart, voller Reif und Eis, deckte wie eine weiße Maske die untere Gesichtshälfte. Der Mann erreichte die Hütte, stellte die Büchse neben die Tür und ging in das Innere.

Einen Augenblick später kam Skovvold auf Skiern vom Oesterelv. Er war wie Berg gekleidet. In der Dunkelheit hätte man sie nicht unterscheiden können. Skovvold öffnete den Herddeckel, um die Stube zu erwärmen und Kaffee zu kochen.

Bald danach legten sie sich in die Kojen mit den Köpfen gegen einander, die Lampe zwischen sich. Skovvold blätterte in seinem Tagebuch. „Jetzt sind es siebzig Tage her, daß wir zuletzt frisches Fleisch und Nahrung für die Hunde hatten."

„Ja — das ist lange."

„Wie ging es heute mit Deinen Beinen?"

„Danke, wie zuvor, das wird nicht anders werden."

Skovvold sagte nichts. Sie wußten beide, ohne es auszusprechen, daß es der beginnende Skorbut war. Wie ein Schatten schlich er ihnen nach. Zuerst machte er die Glieder empfindlich. Das Gehen wurde schwer. Dann kamen die großen braunen Flecke. Die Glieder schwollen an, die Zähne wurden wacklig, fielen aus. Es war ein langsames, aber sicheres Sterben.

Nirgends konnten die beiden Männer hin. Die Hunde vermochten nichts mehr zu ziehen. In einer Woche würde man gezwungen sein, sie zu erschießen. Die einzige Hilfe, die es gab, war frisches Fleisch. Aber mit schmerzenden Gliedern kann man nicht gehen — und ohne zu gehen, unendlich weit zu gehen, kann man in Ostgrönland kein frisches Fleisch bekommen, besonders nicht auf „Broer Ruys". Die Aussichten waren sehr gering. Das wußten beide, und darum schwiegen sie.

Tags darauf kam der Nordoststurm. Die Hütte erzitterte. Längs der Küste, zweihundert Meter entfernt, donnerten die Eismassen vorbei. Die nächste Nacht erreichte das Getöse den Höhepunkt. Es klang, als ob der Fels herabglitte.

Fünf Tage dauerte der Sturm. Berg und Skovvold lagen still und lauschten. Abwechselnd standen sie auf, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Durch den Sturm hörte man die Hunde vor Hunger und Kälte heulen.

„Das ist nicht auszuhalten, Berg! Laß uns lieber ein Ende machen und sie erschießen!"

„Das würde dumm sein; wir haben allen Grund zu hoffen, daß ein Bär kommen wird, wenn sich der Sturm gelegt hat. Aber es ist eine Qual, das Geheul mit anzuhören; darin gebe ich Dir recht."

Gegen Morgen legte sich der Sturm. Berg und Skovvold gingen zusammen auf die Berge, um nach dem Eis zu sehen. Die Dunkelheit nahm ihnen jede wirkliche Aussicht. Sie konnten nur die vorbeigleitenden Massen erkennen. Sie gingen den ganzen Tag, Berg draußen im Eis, Skovvold auf den Felsen. Am Abend trafen sie sich enttäuscht und verstimmt wieder.

Drei Tage später erschossen sie die Hunde. Sie empfanden es fast wie Mord, spürten, daß es die Einleitung ihres eigenen Todes war. Jetzt war die Hoffnung fortzukommen geschwunden. Sie wußten, daß der Skorbut ihnen wie ein Schatten folge . . .

Nach dem Tode der Hunde wurde es noch einsamer auf „Broer Ruys". Morgens kam ihnen niemand entgegen, und keiner empfing sie, wenn sie abends heimkehrten.

Drei Wochen später ging eines Nachts eine Bärin mit Jungen vorbei. Sie hörten sie und liefen hinaus. Wie eine Wand stand die Finsternis vor ihnen. Sie hatten keine Hunde, die Bären entkamen.

Zwei Tage darauf legte Berg sich in die Koje. Er hatte Schmerzen und große braune Flecken an den Beinen. Es war ihm unmöglich, länger aufzusein. Skovvold irrte nun allein in der Wildnis umher. Tag um Tag. Er spürte das Schicksal über sich. Es war ein Martyrium für ihn, immer mit leeren Händen nach Hause zu kommen und die ewige Frage zu hören: „Hast Du was bekommen?" — Nur mit Ueberwindung vermochte er zu antworten: „Nein — aber morgen wird's wohl werden . . ." Er mußte Berg ermuntern. Der war jetzt sehr krank. Skovvold konnte sehen, wie die Kräfte von Tag zu Tag schwanden. Gleichzeitig merkte er, daß er bald selbst an die Reihe kommen würde.

Es half ihm nichts, daß nun das Licht wuchs, denn die Kälte nahm beständig zu und peinigte ihn. Die Tage vergingen in einer langsamen, einförmigen Kette. Sie sprachen immer von den gleichen Dingen: Essen — Sonne — Hunde und von dem Schiff, das im Sommer kommen würde. Wonach Berg am meisten fragte, war, wann die Sonne käme. Das mußte bald sein.

Endlich näherte sich der Tag. Im Süden entzündete sich ein zartrosa Schimmer. Ganz langsam entglitt der graue Schleier. Der rote Schein wurde tiefer und tiefer, als würde der Himmel mit Blut gefärbt. Mit überirdischer Schönheit kehrte das Licht zurück. Alles wurde vergoldet. Der Horizont verwandelte sich in flammendes Feuer. Ein Strahlenbündel schoß empor und steckte den silberweißen Nebel in Brand. Berg konnte nicht mehr. Tränen überströmten seine zerfurchten Wangen. Gleichzeitig kam das Tagesgestirn selbst hervor.

Berg richtete sich auf. Der Wunsch zu leben, kehrte wieder. Jetzt wollte er nicht sterben. Er blickte Skovvold an und suchte nach Worten. Skovvold fühlte seinen Blick und erwiderte ihn. Sie sprachen nicht; aber ein neues Band hatte sich zwischen ihnen geknüpft. Sie hatten gesehen, was niemand versteht.

Die Tage glitten dahin. Die Sonne wurde ihnen schnell zur Gewohnheit. Auch sie wurde ein Glied in der Eintönigkeit. Deshalb war ihr Einfluß auf Berg nur von kurzer Dauer. Die Hoffnungslosigkeit überwältigte ihn wieder. Das war eine schwere Zeit für Skovvold. Er wußte: das einzige Hilfsmittel war frisches Fleisch. Aber es blieb unmöglich, es herbei zu schaffen. Tag für Tag kämpfte er

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

sich vor, abwechselnd in den gewaltigen Eismassen auf der Suche nach Bären und in den Bergen nach Schneehühnern und Hasen spähend.

Eines Tages ging Skovvold früh fort, um rechtzeitig heimkehren zu können. Er folgte dem Rande der Schlucht und kam an eine Stelle, wo der Wind den Schnee fortgefegt hatte. Ein paar verkrüppelte Weidensprößlinge ragten zwischen den Steinen hervor. Er beugte sich herab. Hier hatte es Schneehühner gegeben. Die Spuren waren ganz frisch, aber wenn die Hühner im Schnee saßen, konnte man sie kaum erspähen. Vor Spannung zitterte er am ganzen Körper. Ihm war, als verfolge er einen Bären. Etwas weiter hin fand er andere Spuren. Er ging an den Rand der Schlucht und blickte in die Tiefe hinab. In diesem Augenblick flogen vier Schneehühner gerade unter ihm auf und gingen auf der anderen Seite nieder.

Die Schlucht war steil. Er mußte lange nach einem Abstieg suchen und noch länger nach einem Aufstieg. Durch das Glas konnte er die Hühner sehen. Sie saßen im Schnee und zupften sich in den Federn. Er ging sehr langsam vor. Immer, wenn eins still saß, versteckte er sich. Die Spannung brachte ihn allmählich dem Wahnsinn nahe. Jedesmal, wenn er aufblickte, glaubte er, sie seien auf und davon; erst nachdem er alle vier gezählt hatte, schlich er weiter. Jetzt war er so nahe, daß er sie mit bloßem Auge erkennen konnte. Sie hatten ihn bemerkt und saßen alle vier ganz regungslos da. Er entschied sich, nicht näher zu gehen, sondern eins mit der Büchse zu erlegen. Wie eine kleine weiße Kugel erschien ihm das Schneehuhn durch das Visier. Er hielt den Atem an und feuerte. Der Schuß hallte vom Felsen zurück. Alle vier Schneehühner flogen auf und der Küste zu. Er stürzte hin, um zu sehen, wo die Kugel in den Schnee gedrungen war. Die Spur war mit Blut getränkt, Federn lagen umher. Er verfolgte die Richtung. Eine Strecke weiter stöberte er sie auf; aber nur drei sah er fortfliegen. Eins mußte also dort sitzen.

Der Schnee flimmerte. Die Kristalle blinkten wie Millionen Spiegelscherben. Das scharfe Licht brannte ihm in die Augen. Die Angst, schneeblind zu werden, erfaßte ihn. Saß das Schneehuhn nicht dort? — Es war nur ein Fleck im Schnee. Es wurde rot vor seinen Augen. Er preßte die Hände dagegen. Er mußte das Huhn haben! Er ging im Kreise herum. Unausgesetzt glaubte er Spuren zu sehen. Er sah Blut.

Aber es waren nur die roten Flecke in seinen Augen, die ihn betrogen. Die Schmerzen wurden unerträglich. Zuletzt torkelte er wie ein Betrunkener umher, fiel über Steine, tastete mit den Händen darunter, um das angeschossene Huhn zu finden. Er sprach laut mit sich selbst und gelobte alles zwischen Himmel und Erde, wenn er nur das Huhn für Berg bekommen könnte. Dann brach er zusammen. Jetzt gab es keine Hoffnung mehr. Es würde eine Woche dauern, bis er wieder sehen könnte. Dann würde es zu spät sein, um Berg zu retten.

Steif vor Kälte stapfte er heimwärts. Er stolperte über alle Steine, die auf seinem Weg lagen. Durch seine brennenden Augen gewahrte er nur einen rötlichen Nebel. Das dauernde Hinfallen machte ihn rasend. Er schrie und schimpfte, wenn er mit dem Kopf im Schnee lag, er weinte wie ein kleines Kind.

„Wie — zum Teufel — gehst Du denn nur — bist Du wahnsinnig geworden?" — Skovvold blieb stehen, wie vom Blitz getroffen. Hatte er das gehört, oder war er das selbst, der gesprochen hatte?

„Skovvold, hier ist Knudsen — oben vom Norden. Wir sind eben gekommen. Was ist denn mit Dir los?"

„Ich bin schneeblind." Er hörte Tritte. Kurz darauf fühlte er Knudsens Hand. „Beim Himmel — wie gut, daß Ihr gekommen seid!"

„Ja — es war noch gerade im letzten Augenblick. Das ist eine harte Zeit für Euch gewesen."

Sie gelangten zur Hütte. Knudsen hatte noch einen Mann bei sich. Skovvold bekam eine Binde um die Augen und wurde in die Koje gelegt. Knudsen packte für sie.

Am darauffolgenden Tage verließen sie „Broer Ruys" und fuhren nordwärts. Der Rabe sah sie und flog hoch. In einer steilen Spirale schraubte er sich herunter und ließ sich auf dem Dach der verlassenen Hütte nieder . . .

Der Schrecken von Indiana

Der kugelfeste Bandit — 10 000 Dollars Kopfpreis — Sechzehn Polizisten umstellen das Wild und fassen es nicht

Von Kurt Ellern

Man kann es mit dem besten Willen nicht behaupten, daß die Verhältnisse in den Ver. Staaten übermäßig sicherer geworden sind, nachdem man einen Al Capone schließlich doch hinter Schloß und Riegel bekommen hat. Wenn auch der Prohibition das Todesurteil gesprochen wurde, wenn die Zeitungen auch nicht mehr spaltenlang über Straßenkämpfe zwischen Gangsterbanden innerhalb Chicagos berichten, deshalb ist das fröhliche Räuberleben im Lande der Freiheit und des Dollars noch lange nicht tot.

Ein neuer Stern geht jetzt am amerikanischen Verbrecherhimmel auf, und wenn er gegen einen Al Capone vorläufig auch nur ein „kleiner Mann" ist, so reichen seine Taten doch vollkommen aus, um einen ganzen Staat in Atem zu halten. John Dillinger nennen sie jetzt bereits den „Schrecken von Indiana". Er hat sich aber auch in kürzester Frist eine derartige umfang- und abwechslungsreiche Serie von Kapitalverbrechen geleistet, daß die allgemeine Aufregung um ihn durchaus verständlich ist.

1932 wurde Dillinger aus dem Staatszuchthaus von Indiana entlassen, nachdem er neun Jahre wegen eines Raubüberfalls abgebüßt hatte. Er wechselte nach Ohio hinüber und verlegte sich dort auf Bankraub. Man faßte ihn bald, aber nicht minder schnell entkam er wieder aus dem Gefängnis, in dem man ihn sonst sicherlich eine geraume Frist behalten hätte. Nach dieser Erfahrung wandte er sich wieder dem vertrauteren Boden Indianas zu. Bald hatte er eine Bande um sich versammelt, vor der heute das gesamte nördliche und mittlere Indiana zittert. Der „Dillinger-Gang" verübt seine Räubereien fast wie am laufenden Band, so daß die Polizei sie kaum noch zu verzeichnen vermag.

Man ließ nichts unversucht, den gefährlichen Banditen dingfest zu machen. Zehntausend Dollars wurden als Kopfpreis auf ihn ausgesetzt, aber es scheint niemand die rechte Lust zu haben, sich dieses Geld zu verdienen. Oft genug kam er den Policemen vor die Pistolenläufe, aber geschadet hat es ihm nie. Er ist kugelfest oder — besser gesagt — sein Auto, mit dem er bislang noch immer entschlüpfte.

Schließlich schien der Polizei das Glück zu lächeln. Sie erfuhr, daß Dillinger in Chicago einen Arzt auf dem Irving Park Boulevard aufsuchen wollte, sie erfuhr sogar den Tag

Strenger Winter in Amerika

Amerika erlebt zur Zeit einen überaus strengen Winter. Aus einzelnen Gebieten wird Kälte bis zu 44 Grad gemeldet. Unser Bild zeigt die Freiheitsstatue an der Hafeneinfahrt von Neuyork in Eis und Schnee.

und die Stunde, wann dies vor sich gehen sollte. Die Staatspolizei von Indiana bat unverzüglich die Chicagoer Polizei um Hilfe, und so lauerten dem Gangster nicht weniger als sechzehn Polizisten mit vier Streifenwagen auf.

Was nun kommt, ist einigermaßen dunkel und wirft auf die Umsicht und die Tapferkeit der kleinen Polizeiarmee keinesfalls das allerbeste Licht. Dillinger erschien pünktlich und programmgemäß in seinem Auto, von seiner derzeitigen Freundin und von seinem Adjutanten, der das in dem Wagen eingebaute Maschinengewehr zu bedienen hat, begleitet und parkte. Dann schritt er allein über den Fahrdamm und verschwand in dem Hause des Arztes, ohne daß jemand von dem Belagerungskorps ihn daran zu hindern suchte.

Die Polizei hatte auch nichts dawider, daß Dillinger, als er aus dem Haus wieder herauskam, in sein Auto stieg. Erst als er abfuhr, versuchte man ihn zu greifen. Und das war natürlich falsch. Dillingers schwerer Wagen schoß über den Bürgersteig, an dem Streifenauto vorbei, das ihm den Weg verlegen wollte, und bei der nun einsetzenden wilden Jagd hinderten sich die vier Polizeiautomobile gegenseitig mehr, als sie dem Verfolgten schadeten.

Außerdem begann das Maschinengewehr in dem Gangsterauto alsbald zu hämmern. Dem ersten Polizeiwagen wurden die Pneus zerfetzt, in dem zweiten gab es einige Verletzte, und so wurde die Verfolgung sehr schnell wieder eingestellt. Dillinger war verschwunden und mit ihm die Hoffnung auf die zehntausend Dollars, die man sich mit seiner Ergreifung hätte verdienen können.

Zwei verwegene Banküberfälle, die sich bereits am nächsten Tage in Indiana ereigneten, schiebt man auf Dillingers Konto und hat damit vermutlich nicht so unrecht. Die Polizei wird jedenfalls lange warten können, bis sich ihr wieder einmal eine derart günstige Gelegenheit bietet, dem Banditen eine Falle zu stellen.

Das Gangsterunwesen in und um Chicago wird durch John Dillingers erfolgreiches „Wirken" sicher einen neuen Auftrieb erhalten. Was dem einen geglückt ist, wird andere Verbrechernaturen kaum schlafen lassen. Vielleicht geht Chicago neuen herrlichen Zeiten entgegen wie einst unter Al Scarface Capone — — —

Der Giftzwerg

Ein Zeitbild von F. Lund

Du kennst ihn, Volksgenosse, diesen Typ des Giftzwerges! Vielleicht ist er, sofern Du Beamter bist, in Gruppe 6 und Abteilungsvorstand. Oder er ist Dir als Kollege vom Geschäft her bekannt. Er bietet überall die gleiche Erscheinung, rechthaberisch und nörgelnd, weitab von den Ideen wahrer Volksgemeinschaft. Politisch war er bis zum 5. März demokratischer als die Demokraten, seither reckt er seinen kleinen Arm höher als alle anderen, um im versteckten Winkel, im kleinen Kreise scheinbar Gleichgesinnter um so stärker zu schimpfen. Ueber sieben Millionen Arbeitslose im letzten Notwinter ist er zur Tagesordnung übergegangen — allenfalls hat er sich durch billige Gesten und kleine Pfennigbeträge moralisch freigekauft —, aber daß der Führer binnen vier Monaten „nur drei Millionen" von diesem schweigenden grauen Heer der Not wieder in Arbeit und Lohn gebracht hat, das versteht er nicht! Er spricht dies beileibe nicht offen aus, aber sein kaltes Mienenspiel, das zumeist durch eine Brille oder einen Nickelkneifer erhärtet wird, kündigt seine Ablehnung deutlich an. Natürlich, wenn der Führer ihn persönlich um Rat gefragt hätte, so wäre es heute keine halbe Million Arbeitsloser mehr, und auch die sähen sich sämtlich dicht vor dem Eingang zum Schlaraffenland!

Und dann das verfluchte — ein vorsichtiger Blick ringsum — Sammeln: für die Spende der Arbeit, die Opfer der Arbeit, die Winterhilfe und wie die Notgebiete alle heißen mögen. Mit knöchigen Fingern und süß-säuerlichem Lächeln zieht er ein blankes Zehnpfennigstück oder, sofern der Sammler Uniform trägt, auch einen vernickelten Fünfziger, aber mit der gleichen feuchtwarmen Hand quittiert er am Monatsersten vielleicht über mehrere hundert Mark Gehalt.

Er hat nicht nur in der Politik recht, sondern auch im Berufsleben. Der Herr Regierungsrat hätte nur nach seinen Vorschlägen handeln sollen, dann wären die Akten p. Schulz nicht von oben zurückgesandt worden. Der Chef der Firma ist im Grunde genommen eine „Nulpe"; und Lehmann, Meier und Co. wären längst pleite gegangen, wenn man ihn nicht gehabt hätte. Daß die Kontokorrentbuchhaltung vom Kollegen Peters nicht stimmen würde, hat er schon vor einem halben Jahr prophezeit, und Fräulein Blume hätte lieber bei der Firma bleiben sollen, anstatt für die zehn Mark Gehaltsaufschlag zur Konkurrenz zu gehen — man weiß doch, daß die seit drei Jahren wackelig sind.

Während er diese Weisheiten verzapft, spielt er an seiner Uhrkette. „Na, wissen Sie, Herrschaften, ich werde jetzt dem Chef 'mal meine Meinung sagen über die Tantieme." Es klingelt. „Moment mal, Herrschaften, jetzt geht der Angriff los! Der wird nicht schlecht zittern . . .!" Er verschwindet im Allerheiligsten: „Heil Hitler, Herr Lehmann, gut geruht? Darf ich mich erkundigen, wie es der verehrten Gemahlin geht? Nein, los ist nichts! Ich sorge schon dafür, daß alles klappt. Mittags die Briefe zur Unterschrift? Gewiß, Herr Lehmann, Heil Hitler!"

Hinter der Glastür nimmt er Haltung an: „Also Herrschaften, dem habe ich es gegeben! Dem schmeckt das Essen heute bestimmt nicht! Aber jetzt wollen wir wieder an die Arbeit gehen." Und er schreitet auf sein Pult zu, jeder Zoll ein König.

Außerhalb der Dienststunden ist der Giftzwerg erst der „wahre Jakob". Zu Hause raunzt und schnauzt er, daß der Kalk von den Wänden rasselt. Beim Friseur im Nachbarhaus und beim Stammtisch an der Ecke gilt er leider als eine Persönlichkeit von Format: „Was macht die Börse? Ja, ja, die Pfundschwäche! Kein Wunder, daß die Ausfuhr nicht wieder hoch kommt." Das Messer kratzt über die Stoppeln. „Aber Ihre Firma steht ja noch glänzend da!" Dann kommt das Gespräch auf die Politik, und Giftzwerg ist in seinem Fahrwasser.

Warum ich dies zu Papier bringe? Deinen, meinen und unseren Giftzwerg in seinem Denken und Fühlen skizziere? Weil es Tausende und Abertausende von diesen Geschöpfen gibt. Sie sind das letzte Treibholz des abgestorbenen Liberalismus und daher viel gefährlicher als jeder andere Volksgenosse, der heute noch aus innerster Ueberzeugung glaubt, beiseite stehen zu müssen oder sich wegen seiner politischen Vergangenheit schämt, in die Einheitsfronten sich einzureihen. Dieser Typ des Besserwissers und des ewigen Nörglers ist eine besonders gefährliche Zeiterscheinung. Unter der harmlosen Maske des Bürgers und Mittelständlers treibt der Giftzwerg sein Unwesen, nur nach außen gleichgeschaltet durch ein Abzeichen, nach innen versteinert in der Haltung des vorigen Jahrhunderts.

Wie uns im Kriege die unsichtbaren Feinde in Form von Spionen und Kundschaftern umgaben, so stehen wir heute in einer großen und massiven Front der Volksgemeinschaft, an der kleine Wühlmäuse nagen und sich vergeblich die Zähne auszubeißen suchen. Wir wollen die Front sauber halten. Darum fort mit den Giftzwergen!

Vom Tod auf der Bühne

Er kann manchmal ganz lustig sein

Von Dr. S. Restriepke

Zu den „Prinzipalen", die um 1750 an der Spitze wandernder Schauspieltruppen das Land durchzogen, gehörte auch Reibehand. Weder als Direktor noch als Darsteller überragte er den Durchschnitt seiner Kollegen. Um so empfänglicher war er für Beifall. Einst spielte er den Orosman und erstach sich am Schluß der Tragödie, wie es seine Pflicht war. Dann lag er da — eine schöne Leiche. Das Publikum war begeistert, und einige riefen auch (vielleicht, weil sie die Bedeutung der Worte nicht kannten, vielleicht, weil sie sich einen Scherz machen wollten): „Da capo! Da capo!" Reibehand ließ sich nicht lange nötigen. Er stand auf, stieß sich den Dolch zum zweiten Male in die Brust und gönnte so seinen Bewunderern die Wiederholung eines qualvollen Todes.

*

Im Jahre 1817 kam Eduard Genast auf der Durchreise nach Stuttgart, wo er seine erste Stellung antreten sollte, nach Frankfurt a. M. und besuchte dort eine „Tell"-Aufführung des Stadttheaters. Seine Eindrücke waren seltsam genug. Im vierten Akt erschien nach dem Tode Attinghausens kein Rudenz auf der Bühne. Als er endlich mit drei Minuten Verspätung eintraf, wurde er verständlicherweise mit Pfeifen empfangen. Er trat vor und entschuldigte sich damit, daß man ihm kein Zeichen zum Auftritt gegeben habe. Die Darstellerin der Hedwig mischte sich ein und behauptete das Gegenteil. Es gab einen heftigen Streit, an dem das Publikum sich mit Lachen, Zurufen und Pfiffen beteiligte. Plötzlich stand auch der tote Attinghausen wieder auf, trat vor und begann eine pathetische Rede, in der er alle Schuld an dem Vorfall auf die unzureichenden Proben schob. Dagegen erhob wieder Werdy, einer der Regisseure des Hauses, Einspruch. Eine Dame in der Prosceniumsloge rief: „Nein, das ist doch ein Skandal!" Da donnerte Attinghausen sie an: „Sie haben hier gar nicht mitzureden! Damit das verehrte Publikum sich aber nun überzeuge, wer die Schuld an allem trägt, werde ich noch einmal sterben!" Und also tat er. Worauf die Vorstellung in ungetrübter Harmonie zu Ende geführt werden konnte.

*

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Als der später so berühmte Burg-Schauspieler Heinrich Anschütz in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Breslau angestellt war, hatte er dort einen jungen Kollegen namens Baudius. Dieser spielte einmal den Edmund im „König Lear". Ein paar Statisten in britischer Soldatenuniform waren bestimmt, ihn als Sterbenden von der Bühne zu schaffen. Aber sie wollten im gegebenen Augenblick nicht erscheinen. Eine peinliche Pause entstand. Ein Spaßvogel im Zuschauerraum rief: „Stehen Sie auf, Herr Baudius!" Edmund starb ungestört weiter. Da erhob sich die Stimme von neuem: „Stehen Sie ruhig auf, Herr Baudius! Sie sehen doch, es kommt niemand." Baudius lag totenstarr. Nun meldete sich der Ratgeber im Parterre ein drittes Mal: „Gehen Sie doch in dem Himmels Namen nach Hause, Herr Baudius! Man hat Sie vergessen." Dies wurde dem verschiedenen Edmund zu viel, er stand auf, verneigte sich und verschwand links in den Kulissen, während von rechts gerade die Krieger mit ihrer Bahre anrückten, um ihn abzuholen.

*

Auf einer seiner Gastspielreisen hatte Ludwig Barnay am 9. Januar 1897 in Danzig den Hamlet zu spielen. Am Vormittag des Aufführungstages fand die Verständigungsprobe mit der einheimischen Truppe statt. Der Polonius war einem älteren Darsteller anvertraut, der dauernd darüber stöhnte, daß die Probe so lange dauere, die Kinder müßten doch nachmittags wieder zur Schule, die Frau werde mit dem Mittagessen warten, usw. Barnay empfand Mitleid mit dem alten Herrn, und als er ihn nach der Vorschrift erstochen hatte, wollte er ihn nicht länger festhalten und flüsterte ihm zu: „Sie können abgehen!" — Der Abend kam, mehr oder weniger ergriffen folgte das Publikum der Tragödie auf der Bühne. Jetzt stach Hamlet durch die Wand, jetzt taumelte der getroffene Polonius auf die Bühne, jetzt stammelte er seine letzten Worte: „O, ich bin umgebracht", jetzt starb er und jetzt erhob er sich wieder, um erlöst durch die Mitte abzugehen.

*

Wenn ein Schauspieler den anderen niederzuschießen hat, ist das immer mit einiger Gefahr verbunden. Nicht etwa, weil die Waffen auf der Bühne scharf geladen wären und mit ihrem Geschoß Unheil anrichten könnten. Die Gefahr besteht lediglich darin, daß vielleicht das Zündhütchen nicht zur Explosion kommt und kein Knall erfolgt. Vorsichtige Inspizienten halten deshalb hinter der Szene immer ein Instrument bereit, das beim Versagen des auf der Bühne gebrauchten losknallen muß. Bei der Aufführung einer kleineren Bühne wurde diese Vorsicht nicht gebraucht. Der Bösewicht des Dramas drückte seine Pistole ab, aber es gab nur ein leises Knacken. Nun, der Darsteller wußte sich zu helfen: „So falle denn als erstes Opfer des rauch- und knallosen Pulvers!" schrie er den Partner an, worauf dieser vorschriftsmäßig zusammenbrach.

*

Das ist sicherlich eine Fabel. Aber die folgende Geschichte, die Max Grube nach dem Bericht seines Kollegen Weilenbeck aufzeichnete, soll sich wirklich bei einer Aufführung von Raupachs „Isidor und Olga" am Wiener Burgtheater zugetragen haben. Löwe und Anschütz standen sich in diesem Stück als feindliche Zwillingsbrüder im Duell gegenüber. Beide drückten ab. Es ertönte aber nur ein Knall. Löwe freilich, dessen Pistole losgegangen war, meinte, daß auch die des Gegners geknallt habe. Also warf er sich hin und war tot. Anschütz, der genau wußte, daß sein Mordinstrument versagt hatte, blieb stehen, um den Hahn noch einmal zu spannen. Da sah er, daß der Gegner schon in seinem Blute lag. Was nun? Der Tote konnte ihn doch nicht mehr niederschießen. Es mußte aber sterben, denn der Leibeigene Ossip, der Urheber des Duells, sollte triumphierend ausrufen: „Sie sind beide tot!" — Nun, in Verlegenheit und Verzweiflung kehrte Anschütz seine Pistole jetzt gegen sich selbst. Da aber der Schuß immer noch nicht losgeht, gebrauchte er sie als Dolch und fand so sein unblutiges, aber tieferschütterndes Ende.

Himmel und Hölle im Kochtopf

Am Sonntag, den 7. Januar, Eintopfgericht! Deutsche Hausfrauen, die Hungernden warten!

Am 7. Januar begeht ganz Deutschland zum vierten Male die ernste Feier des Eintopfgerichts. Die schöne Sitte hat sich seit dem Erntedankfest schon so eingebürgert, daß wir kaum mehr daran denken, wie jung sie noch ist. Tatsächlich sind ja Eintopfgerichte für die deutsche Hausfrau auch gar nichts Neues, aber als Sinnbild der Volksgemeinschaft hat sie uns erst der Nationalsozialismus gebracht.

Inzwischen hat die junge Pflanze in unserem Heimatboden schon kräftig Wurzel geschlagen. Jede deutsche Landschaft hat ihr heimatliches Eintopfgericht und die Reichsführung des Winterhilfswerks hat unter reger Beteiligung der Hausfrauen begonnen, die Rezepte für dieses Gericht zu sammeln. Neben den bekannteren Gerichten finden wir unter ihnen auch eine ganze Anzahl von uralten, leider wenig verbreiteten Rezepten. Viele haben eigenartige, zum Teil sehr drollige Namen. Es gibt in Stuttgart ein Gericht: „Gansburger Marsch" (Kartoffeln und Spätzle) und in Thüringen eines namens „Schusterpfanne". Auch dürfte es wenig bekannt sein, daß es außer dem „Schlesischen Himmelreich" noch ein „Ostfriesisches Höllengericht" gibt. Während das „Schlesische Himmelreich" aus Backobst, geräuchertem Schweinefleisch und Mehlklößen besteht, also fein süß und lieblich schmeckt, wird das ostfriesische Höllengericht mit feurigen Gewürzen, mit Pfeffer, Lorbeer, Speck und Zwiebeln zubereitet. Es besteht aus einem Gemisch von Kartoffelscheiben und gekochten oder gebratenen Fleischstücken, die mit einer scharfen Tunke durchtränkt und in der Röhre gebacken werden.

Für die meisten Hausfrauen bedeutet das Eintopfgericht kein Opfer, sondern eine wesentliche Erleichterung, weil es sich so leicht zubereiten läßt. Und die deutschen Männer und Kinder lieben diese einfachen, schmackhaften Speisen so sehr, daß sie sich jedesmal auf das Eintopfgericht freuen. Das ist vor allem auch im Hause der nationalsozialistischen Führer der Fall. Hermann Göring, der preußische Ministerpräsident, ließ es sich im Dezember trotz kaum überstandener Krankheit nicht nehmen, seine Erbsensuppe mit Speck zu essen. Bei Frau Magda Göbbels gab es Brühkartoffeln, und Gruppenführer Staatsrat Ernst hatte seine Gäste zu einem Pickelsteiner Gemüsetopf eingeladen. Dicke Reissuppe aß man im Hause des Reichsinnenministers Dr. Frick, während Kultusminister Dr. Rust eine kräftige Gemüsesuppe vorzog und der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Pg. Kube, sich an Wirsingkohl gütlich tat.

Selbst in den elegantesten Gaststätten sind Eintopfgerichte geboten worden. In einem der allerfeinsten Berliner Speiselokale war über einem großen Spirituswärmer ein riesiger blanker Kupferkessel aufgestellt, aus dem der Küchenchef in eigener Person mit der Suppenkelle den Gästen Kohl und Hammelfleisch auf die Teller tat. Die meisten ausländischen Gäste in den Hotels fanden die Einrichtung für höchst nachahmenswert und verzehrten mit gutem Appetit die einfachen, aber kräftigen Speisen, die man ihnen vorsetzte. Der Direktor einer großen ausländischen Bank, der zu Besuch in Berlin weilte, ließ sich für seine Linsensuppe mit Speck und Wurst drei Teller reichen, da er auf diese Weise, wie er lachend erklärte, ein Diner von drei Gängen habe.

Auf eine einfachere, schönere und schlagendere Weise kann ein Volk das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit kaum bekunden. Darum wird man noch in tausend Jahren, so Gott will, überall wo die deutsche Zunge klingt, einmal im Monat das Eintopfgericht essen.

Buntes Allerlei

Löte mit Silber!

Es klingt befremdlich, aber es ist Tatsache: Das Silber gewinnt immer größere Beliebtheit als Lötmittel. Es war immer billiger geworden, als Länder wie China zum Goldstandard übergingen. Neuerdings beginnen zwar die Staaten wieder größere Mengen Silber auszuprägen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß dieses Metall heute nicht mehr in erster Linie dazu bestimmt ist, als Hartgeld zu dienen. Statt dessen gehen die verschiedensten Industrien dazu über, sich des Elementes in stets wachsendem Umfange für Lötzwecke zu bedienen. Der Hauptvorzug, den das Silber in dieser Hinsicht auszeichnet, ist sein niedriger Schmelzpunkt. Ein Edelmetall, das bei 961 Grad siedet, muß als ideales Lötmittel bezeichnet werden. Das flüssige Silber besitzt zudem ziemliche Zähigkeit, es läßt sich im kalten Zustand ziehen und setzt den Angriffen aus der Luft starken Widerstand entgegen. Das geschmolzene Metall rinnt wie Wasser in die winzigsten Fugen und dringt in die feinsten Risse. Und wenn die Masse erkaltet und erstarrt ist, können ihr selbst schwere Erschütterungen so gut wie nichts anhaben. Besonderer Beliebtheit erfreut sich das Silber bei der Lötung von Rohren im Flugzeug, beispielsweise wenn es sich um Benzinleitungen handelt. Ferner findet es im Elektrobau an Motoren und anderen beweglichen Teilen Verwendung. Seine Widerstandskraft gegen starke Erschütterungen hat das Silber auch auf die Schlachtschiffe geführt, deren Bestandteile infolge des Geschützfeuers stärkster Beanspruchung ausgesetzt sind. Auch hier werden die besonders in Mitleidenschaft gezogenen Körper mit Silber gelötet. Ein Nachteil dieses Lötmittels liegt darin, daß es im geschmolzenen Zustande erhebliche Mengen Sauerstoff aufnimmt, und zwar das Zweiundzwanzigfache seines eigenen Rauminhaltes. Beim Erkalten gibt das Metall den gasförmigen Fremdkörper wieder von sich. Dieses sogenannte Spratzen zwingt zu besonderen Vorsichtsmaßregeln.

Die Gottlosen-Bewegung im Vormarsch

ep. — Zur selben Zeit, wo bei den russisch-amerikanischen Verhandlungen der russische Verhandlungspartner Litwinow dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt die freie Religionsausübung der in Rußland lebenden Amerikaner zusichert, befindet sich die russische Gottlosenbewegung in eifrigem Vormarsch. In Deutschland ist sie zwar zurückgehalten, ja entscheidend geschlagen worden, dagegen macht sie sich zur Zeit in England und Dänemark stark bemerkbar. Zur Bekämpfung jeglicher Religion in Afrika werden augenblicklich in Rußland 200 Neger ausgebildet, und die japanische Regierung sah sich genötigt, in den Räumen des russisch geleiteten Gottlosenverbandes in Tokio eine Haussuchung vorzunehmen. Auf Grund des dort vorgefundenen Materials wurden sämtliche Gottlosenvereine verboten und ihre Führer verhaftet. Bekanntlich ist die Zentrale der Gottlosenbewegung, die von der kommunistischen Internationale in Zürich unterhalten wurde, nach Straßburg verlegt worden. Gewisse französische Kreise haben dagegen bereits protestiert. Mit welchem Erfolg, steht abzuwarten.

Der Klub der Großmütter

Kürzlich ist in Amerika der Klub der Großmütter gegründet worden, dem zunächst acht Amerikanerinnen angehörten, die sämtlich Großmütter sind; nur die älteste von ihnen, die sehr frische Frau Anne King, die schon 92 Jahre alt ist, ist Urgroßmutter. Der Klub hat den Namen „Kardinalklub" bekommen, nach dem Kardinalvogel, der auch die „Nachtigall von Virginia" genannt wird, wo er beheimatet ist. Die Zusammenkünfte des Klubs gestalteten sich so unterhaltend, daß ein ständiger Zustrom von neuen Mitgliedern zu verzeichnen ist. Bedingung ist aber, daß man das 65. Lebensjahr erreicht hat. Es haben sich bereits im ganzen Lande Zweigstellen gebildet, und überall sind die Großmütter eifrig am Werk, Kleider für arme Kinder und Bettwäsche für Krankenhäuser zu nähen.

Wissenswertes Zahlen-Allerlei

Wie viel man mit Briefmarkensammeln verdienen kann, zeigt das Beispiel eines Londoner Briefmarkenhändlers, der sein ganzes Vermögen in einer Sammlung angelegt hatte, die er eines Tages für 25 000 Pfund kaufte. Das war vor einigen Monaten geschehen. Inzwischen hat er die Briefmarken alle wieder verkauft und besitzt jetzt 45 000 Pfund.

Verantwortlich für die Schriftleitung: L. Lauk (D.-A.: 2150)
Druck und Verlag der W. Rieker'schen Buchdruckerei, Altensteig

Unkündbare Tilgungsdarlehen

von RM. 200.— bis 5 000.— erhalten Sie auf Darlehensvertrag nach verhältnismäßig kurzer Wartezeit durch die **Württ. Kreditkasse für Gewerbe u. Handel** (Zwecksparkasse, unter Aufsicht des Reichsbeauftragten).

zur Anschaffung von Möbeln, Aussteuern, Autos, Geschäftskapital und sonstigen Zwecken

Auskunft erteilt der
Haus- und Grundbesitzer-Verein e. V., Heilbronn
Titolstr. 14. (Ecke Friedensstr.)
Hauptvertreter: Robert Geiselhart
Altensteig OA. Nagold
Bei schriftl. Anfragen Rückporto erbeten.

Hartnäckige Stuhlverstopfung?

„Unter den vielen, vielen Mitteln die ich früher verwandte, half mir keines in solch zuverlässiger, angenehmer, unschädlicher Weise wie die **Sani Drops.**
Ich bin jetzt nahezu 80 Jahre alt und habe Dank des dauernden Einnehmens der Sani Drops mit keinerlei gesundheitlichen Beschwerden mehr zu kämpfen." Dies bezeugt der Wahrheitgemäß G.
Sani Drops Kurpackung RM. 2.75; Notpackung RM. 1.50.
In den Apotheken zu Altensteig, Haiterbach u. Pfalzgrafenweiler.

Anzug- Mantel- Kostüm- **Stoffe**
blau, grau, schwarz und farbig Kammgarn
à mtr. RM. 6.80, 8.80 und 10.80
Wir liefern porto- und verpackungsfrei!
Unverbindliche Mustersendung wird gern zugesandt!
Geraer Textilfabrikation G.m.b.H., **Gera**
A 27

Heimat in der wir wurzeln
Ferne Länder
nach denen man sich sehnt
Freude und Behagen
Das ist Inhalt und Stimmung der großen Sonntag-Zeitung
Die Grüne Post
Heute neu für 20 Pfennig
Zu beziehen durch die
Buchhandlung Lauk
Altensteig und Nagold

Die große Verbreitung
unserer Schwarzwälder Tageszeitung
verbürgt einen guten Erfolg!

Altensteig.
Osramlampen Sicherungen
kauft man bei
Heinrich Müller
Flaschnerei und Installationsgeschäft / Fernsprecher Nr. 226.

Suche zum sofortigen Eintritt fleißigen
Knecht
Gg. Stahl, Bürgermeister
Oberlengenhardt OA. Neuenb.

Tüchtiges
Mädchen
für Haus- und aushilfsweise kleine Landwirtschaft. (Schweizer vorhanden) **gesucht.**
Angebote zur Weiterbef. mit Photogr. u. Zeugn. an die Geschäftsstelle des Blattes.

Kaffee-
und sonstiges
Filtrierpapier
empfiehlt die
Buchhandlung Lauk
Altensteig und Nagold.

schadet Ihnen u. bringt Erkältungskrankheiten. Einige der in über 40 Jahren bewährten
Kaiser's Brust-Caramellen
schützen Sie davor. Kaufen Sie sofort eine Packung. Was man gleich tut, vergißt man nicht!

Jetzt Beutel 35 Pfg.
Dose 40 und 75 Pfg.
Zu haben bei: Apotheke Th. Schiler; Löwen-Drogerie Oskar Hiller; Schwarzwald-Drogerie Fritz Schlumberger; Christian Burghard jr.; Lorenz Luz jr. Inh. E. Beck; J. Wurster Nachf. Fr. Eckhard. **Egenhausen:** Chr. Beilharz Kaltenbachs Nachf.; Alfred Kuchler **Pfalzgrafenweiler:** Apotheke Carl Rettich; Friedrich Jung; Gottfried Schillinger. **Walddorf:** Georg Volz und wo Plakate sichtbar.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw